



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Kriegserklärungen Englands und Frankreichs. Kampf um Mailand und Neapel 1528

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Kriegserklärungen Englands und Frankreichs Kampf um Mailand und Neapel 1528

Die Ereignisse waren zeitweise wie von unfassbaren Kräften vorwärts getrieben. Inzwischen hatten sich die Mächte neu gruppiert, und man beobachtete auf beiden Seiten wieder klare, wenn auch nicht immer erfreuliche persönliche Energien.

Verhandlungen zwischen England und Frankreich spielten seit dem Erfolg des Kaisers vor Pavia. Wir erinnern uns, daß vorübergehend die alten romantischen Stimmungen Heinrichs in bezug auf die Krone von Frankreich wieder emporgeschossen waren. Wolfsey hatte seinen König aus diesem Irrgarten sicher hinausgeleitet. Nach dem unerfreulichen englisch-spanischen Gedankenaustausch von 1526 waren dann Frankreich und England im Frühjahr 1527 einander schon ganz nahe gekommen; der ungeduldig erwartete Abschluß erfolgte am 30. April, also wenige Tage vor dem Sacco di Roma, der nun förmlich seinen Widerschein fand in der neuen Glut der englisch-französischen Freundschaft. Am 29. Mai erklärte sich Heinrich VIII bereit, den französischen Feldzug in Italien mit monatlich 32 000 Kronen zu subventionieren. Franz I beauftragte mit der Führung den nicht immer glücklichen, aber tapferen Lautrec.

England vom Kaiser abziehen und Frankreich vollends zu nähern, wirkte allerdings ein ganz neues und überraschendes Moment mit. Schon früher hatten sich englisch-spanische Spannungen auch in Unfreundlichkeiten gegenüber der Königin Katharina geäußert. Jetzt wurde umgekehrt das getrübt Verhältnis Heinrichs VIII zu seiner ehelichen Gemahlin eine Quelle politischer Störungen. Der Anlaß war ziemlich grober Art. Weder die vorgeblichen Gewissenskrupel des Königs wegen seiner Ehe mit der einst seinem Bruder angetrauten Frau, noch das bislang ebensowenig hervorgetretene Verlangen nach einem männlichen Erben, sondern die Unerreichbarkeit der Anna Boleyn für den verheirateten König ließ ihn auf Trennung von seiner Gemahlin sinnen. Die vornehme Verwandtschaft des ersehnten Fräuleins begünstigte sein Vorhaben. In diesen neuen Irrgarten begab sich der Kardinal mitsamt dem König; diesmal sollte er selbst nicht wieder hinausfinden.

Aber zunächst glich sein diplomatischer Besuch in Frankreich im Juli und August 1527 seinen früheren politischen Triumphphen. Er brachte nach Amiens eine außerordentlich wertvolle Gabe mit: den förmlichen Verzicht Heinrichs VIII auf die französische Krone. So gewannen auch die weiteren Abmachungen Wolfseys vom 18. August die größte Bedeutung. Zwar eine Verbindung des

Königs von Frankreich selbst mit der einzigen Tochter des Königs von England wehrte der Kardinal ab; aber die Prinzessin wurde für den Herzog von Orléans in Aussicht genommen. In den Vorkehrungen gegen eine freiwillige oder unfreiwillige kaiserliche Politik des Papstes war man völlig einig, vor allem in der Ablehnung des Konzils, was noch jahrzehntelang nachwirken sollte. Unter den merkwürdigen Vorschlägen Wolseys in diesen Tagen tauchte auch der Plan auf, zur Verhinderung einer Abhängigkeit der Kirchenregierung vom Kaiser alle nicht gefangenen Kardinäle in Avignon zusammentreten zu lassen. In Wahrheit wollte Wolsey für die Dauer der päpstlichen Gefangenschaft eine Art Statthalter der Kirche werden. Da er in den letzten Monaten für den Ehescheidungsplan des Königs gewonnen war und bereits allerlei kanonische Maßregeln getroffen hatte, vermutete man nicht ohne Grund, der Kardinal beabsichtige in dieser Zeit die Ehescheidung im Namen des Papstes zu vollziehen. Die Sache selbst zog sich noch lange hin.

Aber auch der Kaiser war schon jetzt in den Ehestreit hineingezogen, so daß die Stimmung sich auf beiden Seiten verschärfte.

Eine gemeinsame Botschaft der neuen Verbündeten wurde zu Valladolid mit der noch erforderlichen Aufmerksamkeit empfangen, blieb aber natürlich ebenso ohne Ergebnis wie alle weiteren Verhandlungen bis zum Winter hin. Gattinara berichtet uns, daß er nach seiner Rückkehr die im Sommer 1527 eingeleiteten Verhandlungen aus zwingenden Gründen habe verwerfen müssen, dem Kaiser allerdings geraten habe, sie ostensibel weiterzuführen, unter der Hand aber zu rüsten. So sind ihre Einzelheiten auch für uns belanglos, weil sie beiderseits unaufrichtig geführt wurden.

Inzwischen hatte Franz I seinen Ständen die Rückkehr in die Gefangenschaft angeboten, falls die Belastung des Königreichs durch das Lösegeld für die Prinzen oder die Mittel für die beabsichtigte Kriegsführung zu drückend sein sollten. Sie hatten das in einem Rausch der Begeisterung abgelehnt. Die Spanier ließen in ihren nicht minder rauschenden Antworten es ebensowenig an sich fehlen.

So fand denn zu Burgos am 22. Januar 1528 die erste jener Szenen statt, in denen die Gegner mit der lärmenden Förmlichkeit homerischer Helden ihre Kampfhandlungen einleiteten. Durch ihre Herolde übergaben die Könige von England und Frankreich eine feierliche Kriegserklärung. Der Kaiser erwiderte schneidend, er wundere sich, daß sein „Gefangener“ ihm so umständlich den Krieg erkläre, während er vorher mit ihm jahrelang ohne Herausforderung große Feldzüge geführt habe. Wegen des Papstes brauchten sie sich nicht zu bemühen, der sei längst frei — er fügte noch weitere Ausführungen zur Beant-

wortung der englisch-französischen Herausforderung hinzu. Wir verlieren uns nicht in diese Wortgefechte, die in den modernen Drucken Duzende von Seiten großen Formats einnehmen, halten nur fest, daß am Schluß der Verhandlungen der Kaiser dem französischen Gesandten die schon zu Granada im August 1526 gesprochenen Worte in verstärkter Tonart wiederholte: sein Herr habe feige und nichtswürdig gehandelt, sein Wort gebrochen, und diese Anschuldigung halte er hiermit aufrecht, um sie Mann gegen Mann zu vertreten.

Karls Berater zügelten seinen Eifer. Der ältere Diego Mendoza, Herzog von Infantado, gab das kluge Gutachten: Der Zweikampf als Gottesurteil sei am Platze bei Lücken im Recht; hier aber liege alles klar.

Die französische Gegenerklärung erfolgte am 28. März in Paris. Wieder eine Versammlung des ganzen Hofes und der fremden Botschaften. Jetzt nahm König Franz das Wort, nachdem der kaiserliche Gesandte Nikolaus Perrenot, Herr von Granvelle, auf Befehl des Kaisers seine Pässe gefordert hatte. Der König suchte sich zu rechtfertigen und gab ein entsprechendes Schriftstück an Granvelle mit dem Verlangen, es vorzulesen. Granvelle weigerte sich dessen. Da ließ der König es durch Robertet verlesen und später, mit großer Verzögerung, am 7. Juni in der Cortesstadt Monzon durch einen Herold übergeben. Zum dritten Male derselbe Apparat. Der französische Herold überreichte das „Kartell“, der Kaiser ließ es durch Lalemand verlesen. In dieser neuen Darlegung wies Franz I noch einmal alle Anschuldigungen in entsprechend kräftigen Worten zurück mit der Anheimgabe, nunmehr das Feld zum Zweikampf abzustechen.

Zu diesem Zweikampf ist es nie gekommen. Vielmehr bemühte sich der Kaiser in seiner Verlegenheit, das Feld noch zu erweitern. Offenbar unter dem Eindruck der feierlichen Kampfansage sandte er mit Instruktion vom 3. Februar 1528 den im letzten Jahre an Nikolaus Zieglers Stelle zum Reichsvizekanzler erhobenen Propst von Waldkirch, Balthasar Merklin, an die deutschen Fürsten und Stände zur Werbung gegen Frankreich. Dieser von Maximilian übernommene Prälat, Koadjutor von Konstanz, dann Administrator von Hildesheim, war frühzeitig mit nach Spanien gegangen, wo er die deutschen Angelegenheiten nach den Weisungen Gattinaras bearbeitete. Jetzt erhielt er eine diplomatische Mission, die mehr erforderte und der er sich anscheinend nicht gewachsen gezeigt hat. Ferdinand gegenüber fand er nicht den richtigen Ton, so wenig wie fünf Jahre früher der kaiserliche Gesandte Hannart. Der König befürchtete wohl auch eine Beeinträchtigung der Reichshilfe gegen die Türken von der gleichzeitigen Werbung des Kaisers gegen Frankreich. Auf die Klagen Ferdinands erwiderte der Kaiser, daß der Vizekanzler den ausdrücklichen Auf-

trag gehabt habe, sich nach den Weisungen des Bruders zu richten. Im übrigen können wir die Spuren Waldkirchs durch Deutschland vom Juni ab verfolgen und aus den Berichten darüber erschließen, was er eigentlich getrieben hat. Neben der Waffenhilfe, zu der die meisten Stände durch eine derartige Botschaft begreiflicherweise nicht zu gewinnen waren, hat er die Luthersache, die Türkennot und wohl auch Ferdinands Königswahl besprochen.

Daß dem Kaiser in dieser Zeit sehr viel an den deutschen Fürsten lag, lehrt fast drastisch ein an sich unbedeutender Zug. Dem Kredenzschreiben Waldkirchs an den Kurfürsten von der Pfalz vom 3. Februar 1528 hat er einen eigenhändigen Zusatz in deutscher Sprache hinzugefügt: thut auf dissmal bey myr das best, das wyl ich bey Euch auch thun. Carolus. Dergleichen findet sich äußerst selten. Wie er seinem Bruder nahelegte, seinerseits dem Könige von Frankreich „abzusagen“, so hat man ganz richtig vermutet, daß der Kaiser auch von den deutschen Fürsten in erster Linie die moralische Unterstützung wünschte.

In derselben Richtung lag die Verschiebung des Reichstags, der in das Ferdinand gutgelegene Regensburg anberaumt war, am 16. April. Der Kaiser vermied damit, angesichts seiner Bemühungen um Besserung seiner europäischen Stellung, unliebsame Erörterungen über strittige Fragen.

Vor diesem Hintergrunde bewegte sich der Fortgang des italienischen Krieges. Und hier, nicht am Hofe oder bei den Diplomaten, finden wir die stärksten Kräfte, über die der Kaiser verfügte. Wenn neben Lannoy, Grundsberg und Pescara, die nun alle vom Schauplatz abgetreten waren, einer sich in höchsten Ehren behauptete, so war es der letzte dieser älteren Generation, Antonio Leyva, seit Jahren die sicherste Stütze des Kaisers in der Lombardei. Er hatte etwas von der Lieblingseigenschaft der Zeit, der männlichen Entschlußkraft, der Virtü, verbunden mit nie versagender Hingebung an den Kaiser. Gerade er freilich wurde, wie es zu geschehen pflegt, Gegenstand der Anklagen gegen die Habgier der Generale, wie gegen die Gewaltsamkeiten der Truppen, mit denen er auf Tod und Leben zusammenhing. Die große Masse hatte sich soeben gegen Rom ausgetobt. Die Reste hielt Leyva in der Lombardei mit Mühe und Opfern zusammen. Denn die hohen Einnahmen dieser Generale waren vielfach nur die Reserven zur Bezahlung der Truppen, wenn die verantwortlichen Stellen versagten. Daß ihm das Zusammenhalten gelang, obwohl er auf seine Bitten und Klagen selten Antwort und noch seltener Geld bekam, bleibt schon eine große Leistung; daß er mit diesen Truppen, wie stets zuvor, siegreich blieb, sein höchster Ruhmes-titel. Zu allen Zeiten sind, trotz der beweglichen Klagen der Gerechten in Gegenwart und Nachwelt, Persönlichkeiten seiner Art die Lieblinge der Geschichte geblieben.

Anfang August 1527 hatte er dem Kaiser eingehend berichtet von der Haltung des Francesco Sforza, gegen den er trotz der Meinung einiger Bedenklichen die Untersuchung eröffnet habe; auch von den Verdiensten der Truppenführer, die aus allen Ländern unter die kaiserlichen Fahnen gezogen waren. Er hatte berichtet von der schlechten moralischen Hinterlassenschaft Bourbons, mit dem Morone aus Mailand abgezogen war; von der Hilfe, die ihm der Protonotar Carracciolo bei der Verwaltung des Herzogtums biete, und tausend Einzelheiten der militärischen Behauptung des Landes; schließlich von seiner Kundschaft über das bevorstehende erneute Anrücken der Franzosen.

Solange er konnte, hielt er mit geringen Kräften alle wichtigen Plätze in der Hand. Erst in der größten Verlegenheit beschränkte er sich notgedrungen auf das Wichtigste, auf Mailand; und hier, wie immer, mit Erfolg. Zunächst standen gegen ihn die Venezianer und die Franzosen unter Pedro Navarro, dann Lautrec selbst. Auch dieser hat ihm Mailand lassen müssen, als er Anfang 1528 „zur Befreiung“ des längst befreiten Papstes südwärts zog — in Wahrheit, um Neapel für Frankreich zu erobern. Nun traten selbst der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua auf die französische Seite. Leyva durfte klagen: alles sei umsonst, und umsonst opferten sich die Getreuesten für den Kaiser, der nichts von ihnen wisse, nichts für sie tue. Man gedenkt in der Tat noch einmal des Pescara.

Aber was hielt denn eigentlich alle diese Spanier, Neapolitaner, Burgunder und Deutschen, die seit fünf Jahren in Oberitalien Heldentaten auf Heldentaten häuften, an dem Kaiser fest? Diejenigen, die ihn am Hofe und in den Geschäften umgaben, verzweifelten an seiner Entschlußkraft, diejenigen, die in der Kampflinie standen, an seinen Mitteln und an seiner Gnade. Aber die einen wie die anderen fühlten sich im Banne der kaiserlichen und königlichen Idee, die er so stolz und oft so hochmütig vertrat. Sie warteten auf ihn mit rührender Geduld, weil ihr Alles doch wieder in ihm gipfelte. Insbesondere für diese Spanier wurde der kaiserliche Dienst zu einer eigentümlich wunderbaren Höhe ihrer Geschichte.

Wie oft hatte der Kaiser geplant, selbst nach Italien zu ziehen! Seit dem Frühjahr 1525 dachte er ernstlich an diese Fahrt; seine eigenhändigen Bekenntnisse vor Pavia sprachen davon. Kein Zweifel, daß sich für ihn mit dieser Unternehmung in den Jahren nach Pavia die Vorstellung des nächsten Triumphes seines Lebens verband — in seinen ganz persönlichen Äußerungen immer zuerst unter dem Gesichtspunkt der Ehre und des Ruhmes, für den er eigentlich noch nichts getan habe. Der Aufschub war zugleich ein Ringen mit dem Schick-

sal und mit Gattinara gewesen, der an jedem Tage des Glücks zugreifen wollte, um das Kaisertum, ganz im Sinne Dantes, als eine Bürgschaft des Friedens in Italien und damit in der Welt aufzurichten. Erst hatte das neben der oft entseßlichen Unentschlossenheit des Kaisers die Überführung des französischen Königs nach Spanien gehindert, dann der schleppende Gang der Verhandlungen, später die neue Bedrohung durch die Liga von Cognac und immer der Mangel an Geld.

Allein es gab offenbar bis zuletzt auch grundsätzlichen Widerstand im Staatsrat und am Hof zu überwinden. Gattinara sagte wiederholt, daß er gerade in diesem Punkt viele Gegner habe. Wir dürfen vermuten, auch in der kaiserlichen Familie; Navagero erzählt einmal von Tränen der Kaiserin. Auf Don Manuels mangelndes Verständnis für Italien wies Gattinara ausdrücklich hin; aber auch andere Spanier hielten zurück, vor allem der Präsident des Rates von Castilien, der Erzbischof Juan Pardo de Tavera, dem wir auch später noch als schroffem Gegner der Universalpolitik des Kaisers begegnen werden. So führte der Kanzler in diesen Jahren einen doppelten Kampf; wie immer gegen Frankreich und für Schonung Italiens, ja für das persönliche Eingreifen des Kaisers in Italien, und in diesem Punkte gegen die Spanier.

Dabei stürmten unausgesetzt die größten und aufregendsten Dinge auf den Kaiser und seinen Kanzler ein, die Berichte, Klagen und Forderungen aus dem Reich, aus Österreich und Ungarn; nicht minder aus den Niederlanden. Endlich meldeten sich auch die Angelegenheiten der Neuen Indien. Kaum hatte der Kaiser den Eroberer Mexicos, Hernando Cortes, trotz aller Anfeindungen ehrenvoll empfangen, zum Marques de la Val de Daxaca, zum Ritter von Santiago und Generalkapitän von Neuspanien erhoben, als aus der Mitte des Erdteils Francisco Pizarro vor ihm auftauchte und in anschaulicher Beredsamkeit für die Conquista von Peru warb, was ihm Karl im Gegensatz zu seinen Vertretern in Panama nicht verwehrte.

Inzwischen sollten die Kaiserlichen in dem Kampfe um Neapel auf die letzte und schwerste Probe gestellt werden. Lautrec war aus der Romagna die adriatische Küste entlang gezogen und stand schon in den Abruzzen, als Ugo de Moncada, Philibert von Dranien und Pescaras Neffe, der Marchese del Vasto, zum Schuß des Königreichs heraneilten. Apulien war bald in den Händen der Franzosen; del Vasto vermochte noch Troja zu schützen, sonst nichts. Dann sollte es am 16. März 1528 zur Entscheidungsschlacht kommen, die Lautrec trotz seiner zahlenmäßigen Überlegenheit immer hinausgeschoben hatte. Aber Dranien entzog sich geschickt der Umklammerung. Den Kaiserlichen verblieb jetzt fast nur noch die Stadt Neapel — ein schlechter Anfang für Moncada,

dem der Kaiser zwar den Titel eines Vizekönigs von Neapel noch versagte, die volle Verantwortung für das Königreich aber überließ.

Dabei zogen immer größere Gefahren herauf. In Spanien wußte man schon im vorigen Dezember von dem Herannahen feindlicher, vor allem genuesischer Galeeren, ohne daß man Hilfe gebracht hätte. Die volkreiche Stadt und die starke Garnison liefen Gefahr, ausgehungert zu werden, da der Hafen blockiert und die Stadt von der Landseite belagert wurde. Moncada bemühte sich, sizilisches Getreide heranzubringen und wagte ein Seegefecht unter Mitwirkung der Blüte seiner Offiziere. Aber es verlief höchst unglücklich. Moncada selbst fiel, der Marchese del Vasto wurde gefangen.

Nun lag die Last allein auf dem blutjungen General Philibert von Chalon, Prinzen von Dranien. In der letzten geheimen Ratsitzung vom Dezember 1527 hatte man sich noch dahin verständigt, den (inzwischen abgefallenen) Herzog von Ferrara zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen in Aussicht zu nehmen mit Dranien als Lieutenant; dieser sollte sich auf den erfahrenen Marcon stützen. Zum Vizekönig sei er ihm einstweilen noch zu jung, sagte der Kaiser.

Dranien war in der Tat erst 25 Jahre alt, aber freilich sehr früh gereift. Sein Vater war wenige Wochen nach seiner Geburt gestorben und Philiberte von Luxemburg, seine Mutter, ließ ihn sich zeitig in der großen Welt von Paris bewegen, seit 1520 in Spanien. Sie verwaltete auch seine weiten Liegenschaften in der Franche Comté, in Bresse, Bourgogne und Flandern. Seine einzige Schwester war die zweite Frau Heinrichs von Nassau geworden; und durch alle diese Beziehungen, auch durch die Verwandtschaft mit dem burgundischen Herzogshause, kam der junge reiche Erbe früh zum Goldenen Vlies, zu Offizierstellen und ins Feld. Er hatte schon viel erlebt, sich oft erprobt, war gefangen und verwundet gewesen, als ihn der Sturm der Kriegsvölker mit nach Rom riß; vor der Engelsburg nochmals schwer verwundet, suchte er vergebens dem Unfug der Zerstörung zu steuern.

Der Kampf um Neapel machte ihn zum wirklichen Führer. Während der Hafen noch blockiert war, suchte sich die Garnison, wie Leyva so oft in Pavia, Luft zu machen durch kühne Ausfälle, die dem von Krankheiten heimgesuchten französischen Heere arg zusetzten. Aber wochenlang blieb ihre Lage doch ganz verzweifelt durch den Mangel an Geld und Lebensmitteln bei vollkommener Blockade. Zuzug war unmöglich. Woher hätte er auch kommen sollen? Alle Bitten um Unterstützung verhallten ins Leere, wie bei Leyva.

Da erhielten die Belagerten eine ganz unerwartete Erleichterung durch den Parteiwchsel des Andrea Doria, dessen Nefte Filippino mit seinen Galeeren

den Hafen beherrschte. Da der alte Genuese bei Frankreich seine Rechnung nicht gefunden hatte, stellte er sich in den Dienst des Kaisers und ließ am 4. Juli 1528 seine Schiffe abziehen. Am nächsten Tage lag die See wieder blank vor den Belagerten. Bald nachher erfuhr Dranien aus aufgefundenen Briefen Näheres von der Not im Lager der Franzosen. Man setzte ihnen jetzt nachdrücklicher zu, trug öfter Erfolge davon und vermochte sich wieder zu verproviantieren. Eines Tages wurde selbst Pedro Navarro aufs neue der Gefangene seiner Landsleute. Jedoch erst mit dem unerwarteten Tode Lautrecs (16. August) endete die eigentliche Belagerung. Das Schwergewicht des Krieges verlegte sich wieder nach dem Norden.

Hier gestaltete sich die Lage der Kaiserlichen im Gegensatz zu Neapel um dieselbe Zeit immer gefährlicher. Zwar war es gelungen, einen deutschen Fürsten für den kaiserlichen Dienst in Italien zu gewinnen, den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel. Man versprach sich viel von seinen frischen Truppen, die schon im Mai im Tridentinischen lagen. Aber gerade sein Schicksal zeigt, wieviel Geld, Erfahrung und Menschenbehandlung zur Truppenführung jener Zeit gehörten. Der Herzog gelangte bis in das Brescianische, wurde aber schon hier von den eigenen Truppen bedroht; im Juli mußte er vor ihnen fliehen. Ein ziemlicher Aufwand war nutzlos vertan.

Dafür vermochte der Graf von St. Pol noch im Herbst eine neue französische Armee von 10 000 Knechten nach Italien zu bringen, die Leyva den ohnehin nur mühsam gehaltenen Besitz der Lombardei wieder streitig machte und den Krieg trotz der empfindlichen Verluste der Franzosen vor Neapel endlos hinzuziehen drohte. Allerdings hatte Andrea Doria auch den Hafen von Genua wieder für kaiserliche Truppen geöffnet und die Herrschaft über die Stadt zurückgewonnen.

Die Bedingungen für die Herüberkunft des Kaisers schienen also günstiger als je. Der Krieg war noch keineswegs zu Ende; noch winkten dem Kaiser persönlich Ruhm und Ehre. Wirklich, im Laufe des Jahres 1528 und in offenbarem Zusammenhang mit dem erneuten schweren Kampfe in der Lombardei scheint Karl immer ungeduldiger geworden zu sein. Im April schrieb er dem Bruder, daß er „nichts auf dieser Welt so begehre“, auch um Ferdinands willen, schon wegen der „Reformation“ der Kirche in Deutschland und wegen der Krönung, aus der sie beide Gewinn ziehen würden. Nur fehle es ihm an der Hauptsache, an Geld. Daß er im Mai 1528 endlich die so lange hinausgeschobene Huldigung im Königreich Valencia entgegennahm, war eine Befriedigung der letzten berechtigten spanischen Wünsche und ein persönlicher Entschluß. Seine eigenhändigen Briefe an Balançon, der ihn im geheimen dem Prinzen von

Dranien ankündigen sollte, und an Montfort aus dem Herbst 1528 verraten in jedem Satze sein stürmisches Verlangen nach der Fahrt; alles setze er nun an diesen Plan — „ich meine meine Fahrt“, fügte er nachdrücklich hinzu. Er wolle fahren, schrieb er Montfort aus Toledo, „und wenn ich diese Stadt verkaufen sollte“; er klagte ihm über die Geldverhandlungen mit Portugal; „sie sind mir zu krämerhaft“. Wir erfahren von Äußerungen im Staatsrat, vielleicht sogar vor einem weiteren Kreise, schon in Valencia und in Madrid (Mai und September), dann in Toledo im November. Die letzte dieser Ansprachen bewahrt uns die Chronik des Santa Cruz. Sie stammt in Aufbau und Gedanken offensichtlich von Gattinara, der dem Kaiser die Aufzeichnung gegeben haben wird; denn wir finden nun den Kaiser öfter mit einem Zettel in der Hand.

Seine immer mehr gekräftigte Selbstherrlichkeit äußerte sich dabei so, daß er seine Umgebung nicht etwa fragte, ob (das stehe fest), sondern nur wie er seine Fahrt einrichten solle. Einleitend bemerkte er in echt Gattinarascher Dreigliederung, ihn hindere nicht die Furcht vor der Liga, da ihm Gott bisher stets den Sieg gegeben habe; auch nicht vor dem Papste, der längst über Frankreich mehr erregt sei als über den Sacco di Roma; er habe auch keine Bedenken wegen Spanien, dem er im Gegensatz zu seiner ersten Abwesenheit jetzt die Regentin und die Erben hinterlasse. Die Kosten dürften keine Rolle spielen; wenn er das Geld für acht Jahre Krieg gefunden habe, so werde es ihm auch für seine Krönungsfahrt nicht fehlen. Aber seine Fahrt gelte überhaupt nicht allein der Krönung; die hätte ihm der Papst auch in Spanien gespendet. Noch weniger der Rache an seinen Feinden; das sei Gottes Sache. Am wenigsten dem Land-erwerb, denn er habe oft genug gezeigt, daß er nur nach dem eigenen ererbten Gut verlange, nie nach dem Besitz anderer. Wohl aber fahre er nach Italien, um den Papst zum Konzil zu zwingen, gegen die Häresien zu wirken und für die Reform der Kirche; sodann die Wunden zu heilen, die der Krieg diesem Lande geschlagen, und endlich —, wie es einem Hirten zieme, seine Herde zu weiden, so zieme es ihm, seine Reiche, Staaten und Vasallen zu besuchen.

Die endgültige Entscheidung war erfolgt nicht ohne ein merkwürdiges taktisches Kunststück Gattinaras, das er seiner Selbstbiographie anvertraut hat. Der Kanzler war, wie öfter in seinem Leben, krank vor Ärger. Da besuchte ihn der Kaiser und brachte das Gespräch auf die Flotte, die Weihnachten bereitstehen werde, so daß man Mitte Januar 1529 in See gehen könne. Gattinara lächelte; er glaube nicht daran. Der Kaiser: Dann widerspreche sich der Kanzler selbst, da er stets die Fahrt betrieben habe. Gattinara: Ja, nachgerade habe er die Hoffnung aufgegeben, da es stets an allem fehle. Er habe sogar

neuerdings, im Gegensatz zu früher, sich geradezu gegen die Fahrt geäußert. Denn die Spanier verdächtigten und bedrohten ihn wegen seines Interesses an Italien; und er müsse selbst sagen, daß es große Gefahren für den Kaiser gebe; daß man sich doch dem alten Piraten Andrea Doria nicht anvertrauen dürfe, und daß man auch in Italien noch immer mit Schwierigkeiten rechnen müsse. Deshalb könne er, wie gesagt, nicht mehr zureden.

Die Wirkung dieser Rede auf den Kaiser war, wie Gattinara sagt, die erwartete. Jedes Wort reizte ihn zum Widerspruch. Wie ein edles Tier durch die Hindernisse vor dem Ziel zum äußersten gespornt wird, so sei er nun nicht mehr zu halten gewesen.

Und doch dauerten die Vorbereitungen zur Italienfahrt noch wieder viele Monate. Hatte der Kaiser schon am 28. April 1528 die Regierungsvollmacht für die Kaiserin und die Weisungen an die einzelnen Ratskollegien ausgefertigt, von denen schon vor Jahren, im Juni 1525 in einer Denkschrift des Dr. Lorenzo Galindez de Carvajal die Rede gewesen war, so setzte er erst am 3. März 1529 unter Mitwirkung von Loaysa sein zweites, später vernichtetes Testament auf. Vom gleichen Tage datierte er die letzte Instruktion für Isabella mit allen Einzelheiten für die Regierungsgeschäfte und ihre äußere Handhabung. Am nächsten Tage reiste er von Toledo über Aranjuez und Siguenza nach Saragossa. Ende April war er in Barcelona, — nach einem Jahr des Zauderns und der Hemmungen.

Mittlerweile war der Krieg in Oberitalien wider Erwarten zum Abschluß gekommen. Spanische Truppen waren von Genua aus zu Leyva gelangt und hatten diesen in den Stand gesetzt, nicht nur sich zu behaupten, sondern auch St. Pol auf dem Fuße zu folgen, als dieser sich anschickte, Genua von der Landseite her zu nehmen. Am 21. Juni schlug Leyva die Franzosen bei Landriano; St. Pol selbst wurde sein Gefangener. Diese letzten Schläge ließen endlich auch in Frankreich den Friedenswillen reifen, den zu pflegen sich längst die Erzherzogin Margarete um der Niederlande willen hatte angelegen sein lassen.

Die Friedensschlüsse von Barcelona und Cambrai

Während aller dieser Monate tastete sich der Papst in Orvieto und Viterbo zwischen den alten Verbündeten und den Kaiserlichen mühselig zurecht. Die Venezianer hatten mit Ravenna und Cervia uralten Besitz des Kirchenstaates an sich genommen. Die Liga bestürmte den Papst, der erlauchten Republik von San Marco die Städte zu lassen. Clemens VII hing daran wie an Parma und